

# Erstes Leben



# Entwurzelt

»Deckname: Andreas.« Die Formel wurde für mich zum Schlüssel für das Verständnis meiner Entwurzelung. Ich war vier Jahre alt, als »Deckname: Andreas« mein Leben zertrümmerte. Fortan fühlte ich mich heimatlos, gleichgültig, wo ich aktuell lebte. Achtzehnmal bin ich umgezogen. Da, wo ich geboren wurde und wo ich Heimat spürte, wurde ich fortgerissen: Bad Salzungen, Thüringen, DDR. »Deckname: Andreas«, darauf stieß ich erst nach der Wiedervereinigung beim Einblick in die Stasiakten meines Vaters. Ich war auf der Suche nach den Gründen, warum mir die DDR in den 70ern die Akkreditierung als Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung* in Ost-Berlin verwehrt hatte. Meine eigene Stasiakte war verschwunden, rätselhaft. Während ich in den Akten von Kollegen vielfach vermerkt war. Zwei Erklärungen sind dafür denkbar. Beide gehen davon aus, dass auf westlicher Seite jemand an der verweigerten Akkreditierung beteiligt war. Entweder ging es um einen Agenten in meiner Nähe, dessen Enttarnung nach dem Untergang der DDR zu verhindern war. Ich komme darauf zurück. Oder Jörges für die *Süddeutsche Zeitung* in Ost-Berlin war eine zu verstörende Vorstellung, weil das Blatt für die Vermittlung der Ostpolitik sozialliberaler Regierungen nun mal eine entscheidende Rolle spielte. Der Kerl ließ sich aber nicht einspannen in regierungsfromme Seilschaften, er hatte sich bei Reuters den Ruf eines quirligen, unberechenbaren Einzelgängers erworben, der größten Wert auf Unabhängigkeit legte.

In den Hinterlassenschaften des Ministeriums für Staatssicherheit fanden sich indes nur meine Karte aus der Zentralkartei und einige Belege für abgehörte Telefongespräche, die ich als Reuters-Korrespondent in West-Berlin aus dem Büro geführt hatte. In der Kartei war ich unter PID und PUT erfasst. Die Kürzel standen für Politisch-ideologische Diversion und Politische Untergrund-Tätigkeit. Im Westen hätte man das ungezähmten Journalismus und hartnäckige Recherche genannt. Auf der Registrierungskarte, auf Deutsch geführt und in kyrillischer Schrift für den sowjetischen KGB übersetzt, fand sich indes auch ein Verweis auf meinen toten Vater, inklusive Aktenzeichen. Lag die Ursache für die Ablehnung in seiner Person, seiner DDR-Vergangenheit, vor der Flucht in den Westen? Ich beantragte Akteneinsicht.

Als ich zum Lesen in die ehemalige Stasizentrale in der Ost-Berliner Normannenstraße kam, übergab mir die Sachbearbeiterin indes nicht nur eine Akte, sondern zwei. »Nehmen Sie erst mal Platz«, eröffnete sie mir. »Ihr Vater hatte eine Opfer- und eine Täter-Akte, wie wir das nennen. Er wurde von der Staatssicherheit verfolgt und bespitzelt, dann aber auch zur Mitarbeit erpresst.« Meinen Schock kann ich kaum beschreiben. Als ich gelesen hatte, packte mich auf der Rückfahrt nach Hamburg tiefe Verzweiflung. Hätte man die Stasiakten nicht besser vernichten sollen, restlos? Könnte man nicht besser leben, wenn man das alles nicht wüsste, was sie nun für alle Zeiten preisgaben?

Mein Vater, ein Stasispitzel. Erst später war ich dankbar für diese Enthüllung, über die ich mit ihm nicht mehr sprechen konnte. Denn sie zerstörte nicht nur seine Lebenslüge, die er mir als Begründung für die Entwurzelung der Familie und ihre Verpflanzung von Ost nach West erzählt hatte. Er sei 1945 aus dem amerikanischen Lazarett im Ruhrgebiet nach Bad Salzungen zurückgekehrt, als einfacher Gefreiter, nur mit dem Verwundetenabzeichen in Gold dekoriert, und in die SPD eingetreten. Als die mit der KPD vereinigt wurde, landete er in der SED. Und dort gerieten die Sozialdemokraten derart unter Druck, endete seine Erzählung, dass er schließlich keine andere Möglichkeit mehr gesehen habe, als in den Westen zu flüchten. So nachvollziehbar, so falsch.

Die Wahrheit, die mir nun die Akten erschlossen, sah anders aus. Meine Familie war, betrachtet man es in historischen Zusammenhängen, an der Nahtstelle zwischen Nationalsozialismus und Sozialismus zerrissen worden. Der Riss verlief mitten hindurch. Mein Vater, der auf den Namen Johann-Friedrich getauft war und sich lieber Hans nennen ließ, stammte aus proletarischen Verhältnissen. Sein Vater war Bahnarbeiter und brachte es am Ende zum Oberrottenführer. Er verlegte mit seiner Kolonne Bahnschienen. Fotos aus der Zeit erinnern an Bilder jener abenteuerlichen Gestalten, die den Wilden Westen für Dampfrosser erschlossen. Nach allem, was mir später erzählt wurde, war das Milieu dieser Kleinfamilie in der Tat sozialdemokratisch. Man wohnte am Rande der Kurstadt Bad Salzungen, nicht weit von Eisenach, auf einer Anhöhe, in einer Siedlung von Wohnblocks, die um einen großen, grünen Innenhof mit vielen Bäumen und Sträuchern errichtet waren. Die Siedlung wurde Zehnt genannt, vor der Nazizeit offiziell Friedrich-Ebert-Hof, dann Adolf-Hitler-Hof und ab 1945 wieder Friedrich-Ebert-Hof. Auch meine Eltern nahmen nach ihrer Hochzeit eine Wohnung auf der Zehnt, meine Schwester und ich wurden dort geboren, sie zwei Jahre vor mir.

Den Mittelpunkt der Stadt bildete ein See mit einem weißen Kurhaus und großbürgerlichen Villen. Von der Zehnt aus gesehen jenseits des Sees, in der Innenstadt, fast am Marktplatz, lebten in bürgerlichem Ambiente meine Großeltern mütterlicherseits. Sie hatten drei Töchter. Wie auch schon sein deutschnationaler Vater war mein Großvater Oskar Lehrer, allerdings wandelte er sich zum Nazi und wurde offenbar – gesicherte Erkenntnisse habe ich nicht – zum höchsten SA-Offizier im Ort. Er kehrte als Hauptmann der Wehrmacht aus dem Krieg an der Ostfront nach Hause zurück. Als die Amerikaner – die erste Besatzungsmacht – abzogen und Thüringen den Russen überließen, wurde er verhaftet und kam zunächst ins ehemalige Konzentrationslager Buchenwald bei Weimar, das die Sowjets als Internierungslager weiter betrieben. Von dort aus wurde er schließlich nach Sibirien deportiert, wo er in einem Bleibergwerk an Lungenentzündung starb. Ein heimkehrender Mithäftling überbrachte meiner

Großmutter die Todesnachricht. Ich habe Oskar Hirsch nie kennengelernt, habe ihn auch nur auf einem einzigen Foto gesehen, in Wehrmachtsuniform mit Mütze. Er war künstlerisch veranlagt und malte gut. Mehrere Stilleben sind erhalten geblieben, das von der halben Zitrone auf dem Teller besitzt heute eine meiner Töchter.

Der soziale, kulturelle und politische Bruch zwischen den beiden Familien meiner Eltern blieb mir als Kind nicht verborgen. Die Großeltern hatten praktisch keinen Kontakt zueinander. Ich kenne kein Foto einer Familienfeier, auf dem sie miteinander abgelichtet worden wären. Jeder lebte in seinen Kreisen. Mein Vater erzählte später voller Häme, dass Oskar Hirsch lange herumgereist sei, um aus kirchlichen Taufbüchern und Aufzeichnungen von Standesämtern den Ariernachweis zu erbringen. Hirsch klang jüdisch, die Sache musste seiner SA-Karriere zuliebe geklärt werden.

Nachdem er von der Roten Armee verhaftet worden war, hatte sich seine Frau, meine Oma Toni, anfangs täglich auf der sowjetischen Kommandantur zu melden, die in einer herrschaftlichen Villa am See untergebracht war. Später brauchte sie nur noch einmal pro Woche vorzusprechen. In einem Zimmer ihrer Wohnung war ein junges sowjetisches Offiziersehepaar einquartiert. Das zersetzte alle Vorurteile gegenüber »den Russen«. Ich erinnere mich, dass wir eines Abends in der Wohnküche der Großmutter im großen Kreis um den Tisch saßen, bei Rührei, als sich die Tür öffnete, die beiden in Uniform hereintraten, höflich auf Deutsch grüßten, den Schlüssel vom Haken nahmen, sich verabschiedeten und in ihr Zimmer zurückzogen. Die Runde war beeindruckt und tauschte verblüffende Erfahrungen aus, die sie mit den beiden hatte. Sie sprachen perfekt Deutsch, waren in der hiesigen Kultur bewandert, spielten Geige und Klavier. So was! Ich machte meine eigenen Erfahrungen mit sowjetischen Soldaten. Wenn ich als Vier- oder Fünfjähriger mit einem Freund spielend am See unterwegs war und am Zaun der Kommandantur vorüber kam, beobachteten wir häufig Soldaten beim Basketballspielen im Garten und riefen ihnen ein paar russische Wörter zu, die wir auswendig gelernt hatten, ohne aber deren Bedeutung zu kennen. Das war nicht ohne Risiko, es müssen indes freundliche Begriffe gewesen sein, »Drushba« und »Mir« vielleicht, Freundschaft und Frieden. Denn die Soldaten kamen an den Zaun und schenkten uns Bonbons. Nicht nur amerikanische Soldaten haben also nach Kriegsende Süßigkeiten an deutsche Kinder verteilt.

Die Familie meiner Mutter war auch sozial tief gefallen. Ihr Haus wurde enteignet, ebenso der große Garten nebenan. Als meine Tante Lore bei einer Feier zum 1. Mai an der Tribüne der roten Partei- und Gewerkschaftsprominenz vorüberzog, rief ihr von oben die ehemalige Putzfrau der Eltern zu: »Jetzt sind wir dran!« Unterst zuoberst in der jungen DDR. Ich fand diese Erzählung nicht schlecht, als ich sie zum ersten Mal hörte. Mutter und Tanten hin oder her.

Mein Vater, als Mitglied der SED, machte unterdessen Karriere. Er hatte die Reichsfinanzschule im österreichischen Feldkirch absolviert, bevor er 1941 zum Arbeitsdienst und danach zur Wehrmacht eingezogen wurde. Nach dem Krieg begann er bei den Finanzämtern in Eisenach und Bad Salzungen, besuchte 1948 die Kreispartei- und Kreiskommunistenschule der SED, stieg als Referent in der Landesfinanzdirektion auf und schrieb für die Zeitschrift *Deutsche Finanzwirtschaft*. Das war mit einem ordentlichen Gehaltssprung von 432 auf 679 Mark verbunden, nicht schlecht für DDR-Verhältnisse. Alles schien in sicheren Bahnen zu verlaufen.

Da wurde er politisch vom Gleis gestoßen, völlig unerwartet. 1951, im Jahr meiner Geburt, schloss ihn die SED bei der ersten Parteiaüberung aus. Weil er mit meiner Mutter verheiratet war, die im Stalinismus schematisch als Tochter eines »Nazi- und Kriegsverbrechers« eingestuft wurde – ein klassischer Fall von Sippenhaft. Von diesem Schlag erholte er sich nie wieder. Das Leben aller, auch meines, geriet aus den Fugen. Wegen des Parteiausschlusses wurde mein Vater auch aus der staatlichen Finanzverwaltung entfernt und musste sich beim VEB Kraftverkehr Eisenach als Hauptbuchhalter verdingen. Der Volkseigene Betrieb lebte im Schatten der Wartburg vom Busverkehr.

Mein Vater verbitterte. Seine Opferakte bei der Stasi legt davon Zeugnis ab. Ein Spitzel im Betrieb denunzierte ihn. Der Verfemte rieb sich für den VEB auf, besorgte etwa auf eigene Faust und mit Westmark der Verwandtschaft Ersatzteile für einen Mercedes-Bus, ging dafür nachts illegal, doch mit Wissen der Staatssicherheit, über die Grenze und kehrte anderntags wieder zurück. Im hessischen Tann, wo er geboren war, hatte er noch Verwandte, und in der Nähe von Kassel lebte eine Schwester meiner Mutter mit ihrer Familie. Dort holte er Hilfe. Der Stasispitzel »Cäsar« aber ruinierte seinen Ruf. »Jörges wird im Allgemeinen für den größten Lumpen im Betrieb gehalten«, schrieb der etwa. »Er lästert im Beisein seiner Kollegen katastrophal über unser dztg. Regime.« Den früheren ersten Sekretär der Partei im Betrieb habe er einen »dreckigen Lump« genannt, einem Mann der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft gedroht: »Sie als Funktionär d. DSF werden, wenn es anders kommt, verkehrt aufgehängt.« Aus Ungarn, so kolportierte »Cäsar« weiter, würden nach Ansicht meines Vaters absichtlich fehlerhafte Ikarus-Busse geliefert, da das DDR-Geld keinen Wert habe.

Mit einem Wort: Er wurde als »Gegner des Staates« denunziert. 1954, während der Fußballweltmeisterschaft, verteilte er ein Exemplar des westdeutschen Magazins *Kicker* unter den Kollegen. Vor der Volkskammerwahl im Oktober verkündete er laut »Cäsar«: »Die Ganoven haben diese Wahl schon für sich ausgearbeitet. Unter Ganoven sind die Regierungsmitglieder gemeint.« Die zuständigen Stasioffiziere bilanzierten jedenfalls im selben Jahr: »Jörges diskutiert negativ und verherrlicht den Westen.« Da war er erst einunddreißig. Und konnte nichts mehr werden. Nur noch in der Stasi.

Denn die legte 1954 den Gruppenvorgang Nordpol an, um die beiden wichtigsten Leute im VEB unter die Lupe zu nehmen, den Betriebsleiter und dessen rechte Hand. Im Betrieb arbeiteten 19 ehemalige Angehörige des Panzerregiments 2 aus Eisenach – eine auffällige Konzentration, die bei den Verschwörungsexperten sogleich den Verdacht der Spionage für den Westen nährte. Zumal einer der beiden Verdächtigen früher Kontakt zu einer Frau hatte, die 1952 wegen Militärspionage verurteilt worden war, 1954 wieder freikam und nun im Ruf stand, in Frankfurt am Main für die Organisation Gehlen, Vorläufer des Bundesnachrichtendienstes (BND), zu arbeiten. Dass sich die Panzerleute vielleicht deshalb in einem Fahrzeugbetrieb sammelten, weil sie sich mit schwerer Technik auskannten, spielte bei den Erwägungen keine Rolle. Mein Vater geriet ins Räderwerk des Gruppenvorgangs, weil er das Vertrauen der beiden Zielpersonen genoss und sie als Buchhalter aus der Nähe beobachten konnte. Und weil das so war, reifte bei der Staatssicherheit der Plan, ihn anzuwerben. Das indes ging nur unter Druck, denn er war zum Oppositionellen geworden.